

Kleists „Prinz Friedrich von Homburg“ — Gehorsam und Humanität —

Sumio SHIMIZU

Die meisten Forscher sind sich darin einig, dass Homburg zum rechtschaffenen Helden reife und deswegen von dem Kurfürsten begnadigt werde. Ich glaube aber, dass eine Höherentwicklung seines Individuums nicht stattfindet und dass der Kurfürst dies missversteht. Ich möchte die Gründe für meine Auffassung darlegen.

Der Blick auf die Biografie Kleists stützt meine Meinung, dass der Kurfürst, die Offiziere und Natalie genau die idealen, neupreußischen Menschen darstellen, die Kleists Erwartungen entsprechen, und dass auch diese Armee die utopische, gemeinschaftliche, neue Armee mit den Idealen Freiheit, Gleichheit und Demokratie ist. Man braucht nur die Schweden in diesem Stück durch die Armee Napoleons zu ersetzen, und Kleists Absicht ist unverkennbar. Allein Homburg verweigert eine Höherentwicklung und die Mitgliedschaft in der fortschrittlichen Gemeinschaft wegen der ultrakonservativen und ultrareaktionären Haltung des damaligen Adels und der Junker. Deshalb lässt Kleist ihn bis zum Ende auf dem Standpunkt des alten Preußentums verharren, und lässt offen, ob Homburg nach seiner Ohnmacht bei der angeblichen Hinrichtung schließlich ein neuer Mensch, ein neupreußischer Mensch wird oder nicht. Die Beschränkungen der schlimmen Zeit machen ihm eine menschliche Entwicklung unmöglich. Weil Kleist die verhüllte Wahrheit als Realist darstellte, brachte er in Homburg auch die Beschränkungen seiner Zeit ans Licht.

1

Kurz nachdem Kleist das Drama „Prinz Friedrich von Homburg“ vollendet hatte, beging er 1811 im Alter von 33 Jahren Selbstmord. Obgleich er also noch jung war, ist sein letztes Stück ein Meisterwerk. Den historischen Hintergrund der Handlung des Stückes bildet die Schlacht von Fehrbellin im Jahre 1675 und der fortdauernde Krieg zwischen Preußen und Schweden. Kleist benützt als Quelle die „Mémoires pour servir à l’histoire de la Maison de Brandebourg“¹ von Friedrich dem Großen und „Mein Vaterland unter den hohenzollerischen Regenten. Ein Lesebuch für Freunde der Geschichte. Zweiter Theil“² von Karl Heinrich Krause, dem Feldprediger des königlich-preußischen Infanterieregiments von Strachwitz. Nach diesen Quellen widersetzte sich der historische Homburg dem Befehl des Kurfürsten und führte einen Angriff gegen den Feind. Nur knapp und mit Hilfe des Kurfürsten konnte er einen Sieg erringen. Seine Tat war ein Verstoß gegen die Kriegsgesetze. Aber laut den Werken Friedrichs des Großen sagte der Kurfürst: „Wenn ich Euch nach der Strenge der Kriegsgesetze richtete, hättet Ihr das Leben verwirkt. Aber verhüte Gott, daß ich den Glanz eines solchen Glückstages beflecke, indem ich das Blut eines Fürsten vergieße, der ein Hauptwerkzeug meines Sieges war!“³ und verzieh ihm großmütig. Kleist

hat diese Anekdote völlig umgearbeitet. In seinem Drama wird der Landgraf Homburg im Widerspruch zu den historischen Fakten tatsächlich zum Tode verurteilt, und seine seelische Entwicklung wird dramatischer und schärfer behandelt. Kleist schätzte sein Stück selbst hoch ein und wollte es eigentlich der Königin Luise widmen. Da sie aber davor starb, widmete er es der Prinzessin Amalie Marianne. Sie stammte von Homburg ab. Sie glaubte, „daß ihr Ahnherr in einer unedeln Gestalt darin erscheine,“⁴ und ärgerte sich heftig darüber. Der Druck des Stückes wurde deshalb unmöglich, so dass es erst zehn Jahre nach Kleists Tod veröffentlicht und am 3. 10. 1821 in Wien zum erstenmal aufgeführt wurde. Kleist musste den Titel in „Die Schlacht von Fehrbellin“ abändern, weil die Zensur drohte, die Uraufführung zu verbieten. Dass der Held des Stückes Furcht vor dem Tod zu haben scheint, das brachte Kleist wahrscheinlich Unglück. F. Hackert, der Herausgeber des betreffenden Bandes in der „Erläuterungen und Dokumenten“-Reihe des Reclam-Verlages, zitiert folgende Äußerungen von Willibald Alexis: „In Berlin wurde der »Prinz von Homburg« am 25. Juli 1828 zum erstenmal aufgeführt. Nach der dritten Vorstellung befahl der König, daß das »gestern aufgeführte Stück niemals wieder gegeben werden soll«⁵. Auch Laube sagt 1875: „Der »Prinz von Homburg« hat trotz großer poetischer Reize nie volle Verbreitung gefunden, weil der Charakter des Prinzen als eines Soldaten, welcher der Todesfurcht bis zur Kläglichkeit erliegt, einen gar zu peinlichen Eindruck macht, und weil die Krankhaftigkeit, auch wenn sie noch so poetisch behandelt wird, von der Bühne herab ungünstig anmutet“⁶. Noch im 20. Jahrhundert, im Jahre 1905, meinte Kaiser Wilhelm II., dem das Stück sonst gefiel, über „die fatale Freiheitsszene“: „Dieser Auftritt kann ja einfach gestrichen werden“⁷.

Wie dieser Überblick zeigt, wurde das Drama „Prinz Friedrich von Homburg“ nicht gerecht beurteilt. Diese Tatsache bedeutet jedoch nicht, dass der literarische Wert des Stückes geringgeschätzt wurde. So meint Tieck in der Vorrede zu Kleists „Hinterlassenen Schriften“: „In keiner seiner Dichtungen hat der Verfasser so klar und rein die ganze Fülle seines Geistes abgespiegelt, keines seiner Schauspiele rundet sich so ab und befriedigt so alle Erwartungen, die es erregt“⁸. Tieck hielt „Prinz Friedrich von Homburg“ für das beste Stück Kleists. Ich will durch eine genaue Analyse des Stückes eine neue Interpretation versuchen und den heutigen Sinn und Wert der Werke von Kleist dabei klar machen.

Bei der Lektüre des Stückes stellen sich wahrscheinlich zunächst folgende Eindrücke ein, dass erstens der Kurfürst den Prinzen Homburg zum Tode verurteilt, weil er gegen die Kriegsgesetze verstoßen, ohne zu berücksichtigen, dass er dadurch den Sieg für ihn errungen hat, dass zweitens Homburg sich vor dem Tode fürchtet und sich davor retten will, dass dieser drittens schließlich durch die edle Persönlichkeit des Kurfürsten seinen Irrtum erkennt und den Zusammenhang zwischen Freiheit und der Pflicht zum Gehorsam gegenüber den staatlichen Gesetzen und Ordnungen versteht, dass er standhaft das Todesurteil auf sich nehmen will, weil er sich seiner schweren Schuld bewusst ist, und dass er erst in diesem entscheidenden Augenblick begnadigt wird.

Viele Interpretationen beruhen in der Tat auf diesen Eindrücken. B.v.Wiese, F.Gundolf, H-G.Thalheim geben z.B. folgende Urteile ab. B.v.Wiese: „Das Kleistsche Drama zeigt die Auflehnung des Prinzen, der den Spruch des Gesetzes nicht begreift, und seine freiwillige Unterordnung unter das Gesetz, das er durch einen freien Tod im Angesicht des Heeres

verherrlichen will. Damit aber ist dem Kurfürsten die Möglichkeit gegeben, Gnade wirken zu lassen und den zum Tode entschlossenen Prinzen als den Sieger über den Feind und über sich selbst zu ehren⁹. F.Gundolf meint: „Man könnte den Kurfürsten einen gereiften Prinzen Friedrich nennen, den Prinzen einen jugendlichen Kurfürsten: sie sind gleichsam zwei verschiedene Altersstufen desselben Heldentums, des spezifisch Kleistischen Wesens. [...] Gleichzeitig reift im Prinzen, nachdem er alle Stadien des Trotzes, des Grolls und der Verzweiflung bis zum Ende durchlaufen hat, die heroische Unterwerfung — und im Augenblick da der Kurfürst reif ist zur Gnade ist der Prinz reif zum Tod: so daß am Schluß die beiden Pole sich vereinigen. Im Kurfürsten hat der Prinz, im Prinzen der Kurfürst gesiegt, und der Konflikt löst sich durch eine Umschaltung der konflikt-erregenden Kräfte, nachdem er auf beiden Seiten bis zum Ende gekämpft ist“¹⁰. Und H-G.Thalheim stellt fest: „Indem er durch einen freien, d.h. selbständigen, aus freier Selbstbestimmung seines Menschentums bejahten Tod für seine Schuld, für sein Vergehen gegen den Staat büßen will, beweist er, daß er ›den Trotz, den Übermut‹, die falsche Ichbezogenheit seines Wesens und das egoistische Glücksstreben in sich überwunden hat“¹¹. Alle drei stimmen darin überein, dass der hochmütige Homburg zum innerlich reifen Menschen, d.h. der negative Mensch zum positiven Menschen heranwächst. Dagegen kommt E.Irlbeck zu einer günstigen Beurteilung des Verstoßes gegen die Kriegsgesetze. E.Irlbeck: „Er (Homburg) muß eingreifen, darf seinen Fürsten nicht im Stich lassen. Ihn bewegen nur die Notwendigkeiten der Schlacht, wie er sie sieht, nicht die Angst, der Sieg könnte ohne ihn erfochten werden. Daß er seinem Kurfürsten gegenüber von Ergebenheit erfüllt ist, beweist auch seine Reaktion auf die Nachricht von dessen Tode. Wenn er die Schlacht, die er durchfochten, jetzt als ›Rache nur an Wrangel‹ bezeichnet, dann kennzeichnet er selbst sein emotionales Verhältnis zu Staat und Kurfürst, wie er es auch in der Schlacht gezeigt. Nicht von Pflicht und Gehorsam gegenüber Befehlen ist sein Eintreten für den Kurfürsten und für Brandenburg geleitet, sondern von Liebe und Begeisterung. [...] Homburg hat vom ersten Moment an seine Bereitschaft bewiesen, sich für Fürst und Vaterland aufzuopfern, aber spontan, emotional, und ohne sich um Gesetze und Befehle zu kümmern“¹². Und: „Sein Vertrauen gründet auf der subjektiven Gewißheit, daß für den Fürsten gegen das Gesetz zu verstoßen moralisch und ethisch keine Schuld sei, daß Gesetz und Recht von Staats wegen durch Herz und Gnade zu ergänzen seien“¹³. In der Beurteilung G. Fricke kommt Homburg noch günstiger weg: „Man würde sich denkbar weit von Kleist entfernen, wollte man den jugendlichen Heldentraum von Glück, Ruhm und Liebe als ein Befangensein in verwerflicher Selbstsucht verstehen, das durch Läuterung und Erziehung der eigentlich sittlichen Haltung selbstloser Opferbereitschaft weichen müsse“¹⁴. Und: „Es ist wichtig, festzuhalten, daß sich hier nicht ein Schillerscher ethischer Substanzwandel von Selbstsucht zu Selbsthingabe vollzieht, sondern daß vielmehr in allen Phasen — in allen! — dem Kern, der sittlichen und wesensmäßigen Anlage nach, der *ganze* Homburg gegenwärtig ist, der *e t h i s c h* am Schlusse der gleiche ist wie am Anfang“¹⁵. „Der Prinz [...] macht den Wunsch des vermeintlich gefallenen Kurfürsten, noch in diesem Jahre die Mark befreit zu sehen, zu seiner ersten und nächsten Pflicht“¹⁶. Fricke schätzt nicht nur seine Menschlichkeit, sondern auch seinen Verstoß hoch.

Bei der Einschätzung des Kurfürsten, besonders bei seiner Begnadigung, scheiden sich

ebenfalls die Geister. F.Koch meint: „Man kann für das Verhältnis von Kurfürst und Prinz keine treffendere Parallele finden als das Bild, das im Neuen Testament für das Verhältnis Gottes zum Menschen steht: das Vater-Sohn-Verhältnis. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn enthält darüber entscheidende Aussagen“¹⁷. R.Just gibt zu bedenken: „Für den Kurfürsten würde eine Begnadigung des Prinzen von Homburg eine Willkürentscheidung bedeuten. Das Gesetz, die Satzung, ist für den Kurfürsten ein Garant für den Bestand des Staates. [...]. Im anderen Fall wäre er ein Tyrann, denn nur ein Tyrann, ein an kein Gesetz gebundener Herrscher, könnte den Prinzen von Homburg frei nach Belieben begnadigen“¹⁸, und kommt zu dem Schluss: „Eine Begnadigung würde auch Homburgs Wunsch, durch den freien Tod zu Ruhm und Unsterblichkeit zu gelangen, zunichte machen“¹⁹. R.Just hält den Kurfürsten nicht für einen Tyrannen. K.Peter gibt über den Kurfürsten zwar eine positive Beurteilung ab, aber aus anderen Gründen als R.Just.: „Thema des Stückes ist deshalb nicht die Erziehung des Prinzen, daß er seinen Fehler einsieht und in sich geht; Thema des Stückes ist die (Wieder-) Herstellung der Familie, daß der Vater als Vater handelt und dem Sohn verzeiht. Denn als Vater *muß* der Kurfürst den Prinzen begnadigen, bedingungslos. Der Tod des Sohnes von der Hand des Vaters vernichtete die Familie und zerstörte den Staat“²⁰. P.Horn und H.Politzer kommen aus psychoanalytischer Sicht zu einer negativen Beurteilung. P.Horn: „Ist diese letzte Szene nicht eine deutliche Entlarvung der Willkürherrschaft des Kurfürsten? [...]. Der Wille des Kurfürsten, ›daß dem Gesetz Gehorsam sei‹, erweist sich von Anfang an als nichts anderes als die Legalisierung höchster Willkür, wenn er das Urteil des Gerichts vorwegnimmt“²¹. H.Politzer: „Plötzlich aber öffnen sich dem Prinzen die Augen und er sieht in seiner Hinrichtung nichts als den Wunsch des Herrschers, ihn von einem Schauplatz zu entfernen, auf dem er lästig geworden ist. [...]. In einem Akt von prähistorischer, von mythischer Größe scheinen nun wirklich Vater und Sohn um den Besitz der gleichen Frau zu streiten. [...]. Seine (Homburgs) Angst ist introvertierte Passion. Sie wird dadurch nicht geringer, daß er beim Verlassen des Gefängnisses erfahren muß, er sei, nach der Order des Fürsten, frei zu gehen, wohin er will. Diese absurde Vogelfreiheit raubt ihm auch die letzte Sicherheit, den Glauben an die Zuverlässigkeit des Kerkers und seines Meisters“²².

Wie wir gesehen haben, gibt es zwar unterschiedliche Interpretationen des Stückes, aber die meisten Forscher sind sich darin einig, dass Homburg zum rechtschaffenen Helden reife und deswegen von dem Kurfürsten begnadigt werde. Ich glaube aber, dass eine Höherentwicklung seines Individuums nicht stattfindet und dass der Kurfürst dies missversteht. Ich möchte im Folgenden die Gründe für meine Auffassung darlegen.

2

Während der Feldmarschall ihm den Kriegsplan des Kurfürsten erläutert, ist der Prinz immer noch halb in Träume versunken und überhört den wichtigsten Teil des Befehls: „Wie immer auch die Schlacht sich wenden mag,/ Vom Platz nicht, der ihm angewiesen, weichen —“ (296–297). Deshalb scheint er eigenmächtig und in Missachtung des Befehls den Feind anzugreifen, als der Kampf beginnt. Aber der Befehl des Kurfürsten ist dem Prinzen nicht ganz unbekannt. Kottwitz erinnert ihn daran, und die anderen Offiziere

wollen ihn deswegen zurückhalten, den Angriff zu befehlen. Trotzdem stürzt sich der Prinz schließlich gegen den Widerstand der Offiziere in die Schlacht. Er ignoriert den Befehl also aus freiem Willen. Warum weigert er sich, sich dem Befehl zu unterwerfen? Es ist wichtig, seine Motive für diese Tat zu suchen.

Ein Motiv ist selbstverständlich, sich im Krieg Verdienste zu erwerben und auf diesem Weg zu persönlichem Ruhm zu gelangen und sein Glück zu machen. Sein Wunsch ist, die Nichte des Kurfürsten Natalie zu heiraten und sich dadurch in die Familie des Kurfürsten einzureihen. Dieses Motiv beruht also auf privaten Wünschen, ist also egoistisch, berechnend und unlauter. Deshalb will er die Gelegenheit zum Sieg nicht vorübergehen lassen. Da er fest von seinem Sieg überzeugt ist, kann er nicht davon abstehen, den Feind anzugreifen. Dabei ist es ihm gleichgültig, ob seine Tat als ein Verstoß gegen die Kriegsgesetze angesehen werden könnte. Er handelt ohne Zögern, und empfindet auch keine Skrupel bei seiner Insubordination. Weil er glaubt, dass die Insubordination durch den Sieg zu entschuldigen sei, verstößt er ohne Sorge gegen die Gesetze.

Ein weiteres Motiv wird bei einem Blick auf die geschichtliche Situation klar. Die schwedische Armee besetzte widerrechtlich die Mark Brandenburg. Darauf reagierte der Kurfürst und kämpfte gegen die schwedische Armee, um das eroberte Land zurückzugewinnen. Der Kampf war ein Befreiungskampf gegen eine Fremdherrschaft, also ein gerechter Kampf.

Deshalb denkt auch Homburg, dass es das Wichtigste sei, den Sieg zu sichern und dass es dazu erlaubt sein müsse, einen Befehl zu missachten. Die Beurteilung der Lage an Ort und Stelle soll nach seiner Meinung Vorrang vor dem Planen am grünen Tisch und dem Befehl haben. Er lehnt es ab, blindlings einen Befehl zu befolgen, und beurteilt selber, wann es am günstigsten ist, den Feind anzugreifen. Die Insubordination ist also unumgänglich.

Außerdem treibt die Nachricht, dass der Kurfürst getötet sei, den Prinzen dazu, sich in die Schlacht zu stürzen. Wie ein Offizier sagt: „Drauf faßt, bei diesem schreckenvollen Anblick,/ Schmerz, unermesslicher, des Prinzen Herz;/ Dem Bären gleich, von Wut gespornt und Rache,/ Bricht er mit uns auf die Verschanzung los.“ (550–553), will Homburg den Kurfürsten rächen und dessen Wunsch und Willen Wirklichkeit werden lassen: „Der Kurfürst wollte, eh das Jahr noch wechselt,/ Befreit die Marken sehn; wohlan! ich will der/ Vollstrecker solchen letzten Willens sein!“ (584–586). Das ist das zweite Motiv. Dieses Motiv ist weder egoistisch noch unlauter, sondern aner kennenswert, denn seine diesmalige Insubordination hat den Charakter der Ungehorsamkeit aus gerechten Gründen.

Ein noch wichtigeres Problem kommt hinzu. Die Offiziere, die die Tat Homburgs unterstützen, appellieren an den Kurfürsten: „Herr, das Gesetz, das höchste, oberste,/ Das wirken soll, in deiner Feldherrn Brust,/ Das ist der Buchstab deines Willens nicht“ (1570–1572), und wenden ein: „Die Regel, die ihn schlägt, das ist die höchste!/ Willst du das Heer, das glühend an dir hängt,/ Zu einem Werkzeug machen, gleich dem Schwerte,/ Das tot in deinem goldnen Gürtel ruht?“ (1578–1581). Auch Natalie kritisiert die Weigerung des Fürsten, ihn zu begnadigen: „Erst, weil er siegt, ihn kränzen, dann enthaupten,/ Das fordert die Geschichte nicht von dir;/ Das wäre so erhaben, lieber Onkel,/ Daß man es fast unmenschlich nennen könnte“ (1107–1110). „Vielmehr, was du, im Lager auferzogen,/ Unordnung nennst, die Tat, den Spruch der Richter,/ In diesem Fall, willkürlich

zu zerreißen,/ Erscheint mir als die schönste Ordnung erst:/ Das Kriegsgesetz, das weiß ich wohl, soll herrschen,/ Jedoch die lieblichen Gefühle auch“ (1125–1130). Die Offiziere und Natalie bringen ihm ihre Bittschrift so dringend vor, dass ihr Handeln den Anschein einer Rebellion anzunehmen droht.

Das Militär fordert absolute Subordination, und man muss einem Befehl blind gehorchen, auch wenn dieser einem noch so falsch erscheint. Es ist ein Grundprinzip, dass man durch die Kriegsgesetze streng bestraft wird, wenn man einem Befehl nicht gehorcht. Aber die Offiziere in diesem Drama verweigern den blinden Gehorsam, weil er ihnen als „Werkzeug“, als unmenschlich erscheint. Ein Befehl, der ihnen die freie Entscheidung vor Ort zugesteht, erscheint ihnen als „die höchste Regel“. Sie fordern eine flexible Anwendung des Befehls, das heißt, dass die Ausführung des Befehls nicht der Beurteilung des Oberbefehlshabers im Hauptquartier, sondern den Offizieren auf dem Schlachtfeld überlassen werden soll. Neben diesem Gedanken muss man auch Nataliens Äußerungen berücksichtigen: Sie bezeichnet die Vollstreckung des Todesurteils als „unmenschlich“. Bei der Begnadigung erscheint ihr die „Unordnung“ als „die schönste Ordnung“ und das Kriegsgesetz soll „die lieblichen Gefühle“ nicht verletzen. Da dies nichts anders bedeutet als eine Missachtung eines militärischen Befehls und der heiligen Gesetze des Krieges, die eben auch die Rebellion gegen den Oberbefehlshaber nicht ausschließt, sofern dieser nur die Ausführung seines Befehls fordert, obwohl es falsch wäre, das zu tun, muss man zum Schluss kommen, dass die Gedanken Natalies und der Offiziere unbewusst die militärische Hierarchie verneinen, dagegen der Freiheit, der Gleichheit und der Demokratie die Bahn brechen und statt der Unmenschlichkeit letztendlich die Humanität fordern. Diese Idee rechtfertigt den Ungehorsam und nötigenfalls auch eine Rebellion. Dies bedeutet, dass dieser Gedanke die militärischen Grundstrukturen verneint und erschüttert. Dies wird hier von Natalie und den Offizieren bejaht. Nach diesem Gedanken erscheint Homburgs Insubordination nicht nur als eine in einem gerechtfertigten Kampf gerechte und notwendige Tat, um den Sieg zu erringen; auch die Unmenschlichkeit der Kriegsgesetze, denen alle im Militär blindlings und unbedingt gehorchen müssen, wird hier scharf kritisiert. Von diesem Standpunkt aus sollte die Insubordination Homburgs keineswegs bestraft werden.

Trotzdem ist sich Homburg seines gerechtfertigten Motives nicht bewusst. Er ist sich nur des egoistischen Motives bewusst und glaubt zuversichtlich, dass man ihm wegen seines Verdienstes, zum Sieg beigetragen zu haben, seine Schuld vergeben wird. Darin zeigt sich sein hochmütiger und egoistischer Charakter. Und deshalb kann er ausgerechnet in dem Augenblick um Natalie werben und sie küssen, als alle durch die Nachricht, dass der Kurfürst tot sei, von Trauer erfüllt sind. Aber Natalie lehnt seinen Liebesantrag höflich ab. Sie will von Homburg Abstand halten.

Der Kurfürst lässt Homburg wegen seines Ungehorsams verhaften, als dieser zu ihm kommt. Aber die Verhaftung erschüttert diesen nicht. Homburg ist fest davon überzeugt, dass der Kurfürst ihn zwar mit Tod bedrohe, aber ihn schließlich begnadigen müsse, weil ihm Homburg „Wert wie ein Sohn“ (830) sei. Homburg versteht überhaupt nichts von seiner Schuld der Insubordination und denkt immer nur an sein Verdienst. Er glaubt auch, dass die Verwandtschaftsbeziehungen den Vorrang vor Kriegsgesetzen haben. Deshalb ist er von

der Begnadigung durch den Kurfürsten überzeugt. Aber das Gerücht, dass der Kurfürst seine Nichte Natalie aus politischen Gründen mit dem König von Schweden verheiraten wolle und dass er Homburg dabei als hinderlich betrachte, erschüttert seine Überzeugung, die auf der Güte des Kurfürsten beruhte. Homburg glaubt nun, der Kurfürst werde das Todesurteil vollstrecken. Als er das Grab sieht, in dem er bestattet werden soll, wird er von heftigem Schrecken ergriffen. Er fürchtet sich zwar nicht vor dem Ehrentod auf dem Schlachtfeld, aber einen unehrenhaften, schändlichen Tod in Form eines vollstreckten Todesurteils kann er nicht ertragen. Die Aussicht auf einen würdelosen Tod stürzt ihn in Verzweiflung und Todesangst. Er wünscht jetzt, wie ein Einsiedler auf dem Lande ein einsames, idyllisches Leben zu führen.

Natalie kommt zum Kurfürsten, um ihn um Hilfe zu bitten. Ihre Mitteilung, dass Homburg vor dem Tode Furcht habe und herzlich um Gnade bitte, bestürzt ihn. Er schreibt sofort einen Brief. Darin steht: „Mein Prinz von Homburg, als ich Euch gefangensetzte,/ Um Eures Angriffs, allzufrüh vollbracht,/ Da glaubt ich nichts, als meine Pflicht zu tun;/ Auf Euren eignen Beifall rechnet ich./ Meint Ihr, ein Unrecht sei Euch widerfahren,/ So bitt ich, sagts mir mit zwei Worten — / Und gleich den Degen schick ich Euch zurück“ (1307–1313). Weil Homburg den Befehl des Kurfürsten nicht befolgt hat, verurteilt er ihn nach den Kriegsgesetzen als Pflicht des Oberbefehlshabers zum Tode. Er ist zwar fest überzeugt, dass Homburg das Todesurteil annimmt, aber er will diesen auch dann sofort freisprechen, wenn dieser das Todesurteil für ungerecht hält und es nicht akzeptieren will. Der Kurfürst stellt Homburg vor die Alternative, widerspruchslos das Todesurteil anzunehmen oder es als Unrecht anzufechten und Freisprechung zu fordern. Homburgs Ausweg zu einem Einsiedler auf dem Land wird auf diese Weise versperrt. Nachdem er den Brief gelesen hat, sagt Homburg zu Natalie: „Daß er mir unrecht tat, wie's mir bedingt wird,/ Das kann ich ihm nicht schreiben“ (1355–1356). Nach der Meinung des Kurfürsten ist die Insubordination die schwerste Schuld, die auch der größte Sieg nicht tilgen könne und die die Todesstrafe verdiene. Seine Äußerung: „Doch wär er zehnmahl größer, das entschuldigt/ Den nicht, durch den der Zufall mir ihn schenkt“ (731–732) bestätigt dies. Die Behauptung des Prinzen, dass das Todesurteil im Vergleich mit seinem Verdienst, zum Sieg beigetragen zu haben, allzu ungerecht sei, gilt nicht mehr. Außerdem weiß Homburg jetzt, dass seine Insubordination auf Egoismus und dem Streben nach Ruhm beruhte. Er sieht ein, dass der Kurfürst diese Motive anklagt und damit recht hat. Wenn Homburg trotzdem behauptet, dass der Kurfürst unrecht hat, dann müsste er angesichts dessen edler und nachsichtiger Menschlichkeit Scham empfinden und schließlich das Todesurteil aus freien Willen annehmen. Deshalb kann er keinen Protest gegen ihn erheben, noch kann er ihm sagen: „Ein Unrecht sei ihm widerfahren“.

Ist das, was Homburg für die Absicht des Kurfürsten hält, wirklich dessen wahre Absicht? Hat seine wahre Absicht keinen tieferen Sinn, und missversteht Homburg nicht nur diesen Sinn? Die Handlungsweise des Kurfürsten gibt uns drei Hinweise, seine wahre Absicht zu erkennen. Zum einen sperrt er Homburg nach dessen Gefangennahme nicht ins Gefängnis, sondern belässt ihn auf freiem Fuß. Zum anderen verlangt der Kurfürst zum Todesurteil Homburgs dessen Zustimmung, und er will diesen sofort freisprechen, wenn er

ihm diese Zustimmung verweigert und das Urteil als ungerecht ansieht. Drittens lässt der Kurfürst sich die Vorwürfe durch die Offiziere und Natalie gefallen und steht ihrer Rebellion, die Homburg retten soll, mit Nachsicht gegenüber. Die erste Tat zeigt, dass der Kurfürst sich auf den Prinzen verlässt und festes Vertrauen auf seine Menschlichkeit hat. Dies zeigt seine Humanität. Daran, dass er die Zustimmung der Untertanen für notwendig ansieht und ohne sie das Urteil aufzuheben bereit ist, obwohl er doch ein souveräner Herrscher ist, zeigt, dass er seine Untertanen nicht geringschätzig behandelt, sondern mit ihnen auf gleicher Stufe stehen will. Dies bezeugt seinen Respekt vor Gleichheit und Demokratie. Aus dem dritten Punkt ist zu schließen, dass nicht der blinde Gehorsam der Offiziere als Werkzeug das ist, was der Kurfürst verlangt, sondern sein Wunsch ist, dass sie ihm selbständig, freiwillig und mit großem Vertrauen zu ihm dienen, auch wenn das dazu führt, dass sie manchmal durch ihre Ungehorsamkeit unbequem sein können. Es gibt also im Verhalten des Kurfürsten Respekt vor Freiheit, Gleichheit, Demokratie und Humanität. Deshalb kann er einem Untertanen erlauben, sogar gegen seinen Befehl diesen vier Prinzipien zu folgen, wenn diesen der Befehl widerspricht. Im Fall Homburgs hat die Insubordination außer dem persönlichen, egoistischen Grund des Ruhms auch einen gerechtfertigten Grund und darf deshalb verziehen werden. Der Kurfürst lässt zwar nur zum Schein nach den Kriegsgesetzen über den Prinzen das Todesurteil fällen, aber er glaubt im Innern, dass Homburg keineswegs ungerecht gehandelt habe, dass dessen Tat gerecht sein müsse und dass dieser sich selbst dessen bewusst sei. Deshalb ist der Kurfürst jederzeit bereit, sofort das Urteil aufzuheben und Homburg freizusprechen, wenn dieser nur behauptet, das Urteil sei ungerecht und er könne dem nicht zustimmen. Vielmehr scheint der Kurfürst ungeduldig auf einen Protest Homburgs zu warten. Daher belässt er ihn auf freiem Fuß. Weil aber Homburg immer noch nicht gegen ihn protestiert, muss er selber seinen Protest provozieren. Das ist die wahre Absicht des Kurfürsten.

Der Prinz aber missversteht diese Absicht. Er glaubt nicht wie der Kurfürst, dass eine Insubordination aus gerechten Gründen vor den heiligen Kriegsgesetzen Vorrang hat. Er sollte eigentlich zu diesem Zeitpunkt verstanden haben, dass seine Insubordination zwar einem privaten und egoistischen Motiv entsprang, zugleich aber auch — und dies ist noch wichtiger — einem gerechtfertigten Motiv, so dass ihm nicht nur die Schuld und die Strafe erlassen werden sollten, sondern vielmehr auch das Todesurteil über ihn gar nicht erst verhängt werden sollte. Aus dieser Einsicht heraus hätte er dem Kurfürsten schreiben sollen: „unrecht!“. Aber Homburg schlägt durch sein Missverständnis eine andere Richtung ein, als der Kurfürst erwartet hat, und die Distanz zwischen beiden nimmt zu.

Homburg, der die wahre Absicht des liberalen und progressiven Kurfürsten nicht erkennt, sieht ihn als Vertreter des alten Preußentums und idealisiert ihn. Er wünscht seines Vertrauens würdig zu sein. Deshalb will er das Todesurteil annehmen. Er sagt: „Ich will das heilige Gesetz des Kriegs,/ Das ich verletzt, im Angesicht des Heers,/ Durch einen freien Tod verherrlichen!/ Was kann der Sieg euch, meine Brüder, gelten/ Der eine, dürftige, den ich vielleicht/ Dem Wrangel noch entreiße, dem Triumph/ Verglichen, über den verderblichsten/ Der Feind' in uns, den Trotz, den Übermut,/ Errungen glorreich morgen?“ (1750–1758). Dies deutet an, dass er das erste, das egoistische Motiv überwunden hat. Erst jetzt liebt ihn

Natalie wirklich von Herzen, und das beweist die Wahrhaftigkeit seiner Überwindung. Trotzdem und ungeachtet seiner innerlichen Läuterung nähert er sich erneut dem alten Preußentum, dessen Autorität und dessen Militarismus. Er lehnt nun im Gegensatz zu dem Kurfürsten, den Offizieren und Natalie Freiheit, Gleichheit und Demokratie ab. Blinder, unbedingter Gehorsam gegenüber dem Befehl erscheint am wichtigsten. Er lässt keine Rechtfertigung Fall der Insubordination gelten. Dies zeigt, dass er im Vergleich zu dem Kurfürsten auf einem konservativeren und undemokratischen Standpunkt steht. Homburg allein fällt von der utopischen Gemeinschaft der Gleichheit und der Demokratie ab. Sein Entschluss, das Todesurteil anzunehmen, lässt die Hilfsaktion der Offiziere und Natalies und auch den Wunsch des Kurfürsten außer Betracht. Er hört ihnen nicht mehr zu und enthüllt dadurch seinen undemokratischen Charakter. Denn er kann nicht ertragen, von dem Kurfürsten verachtet zu werden. Er wünscht, an Würde dem Kurfürsten gleichzukommen. Dies scheint ihm nur durch den selbstgefälligen Opfertod möglich. Deshalb hört er ihnen nicht zu. Dies zeigt seine Schwäche, d.h. seine seelische Abhängigkeit von anderen.

Nur vom Standpunkt des Prinzen aus betrachtet ist die Vollstreckung des Todesurteils notwendig und eine Begnadigung ausgeschlossen. Er macht sich in der Tat auf die Hinrichtung gefasst. Dagegen ist es, wie ich unten darlegen werde, dem Kurfürsten möglich, ihn zu begnadigen, weil er seine Schuld zugibt. Der Kurfürst entscheidet sich sofort, ihn zu begnadigen. Das Todesurteil wird aufgehoben. Alle außer Homburg wissen dies. Er allein bleibt bis zum letzten Augenblick darüber in Unkenntnis. Bei der scheinbaren Vollstreckung des Todesurteils wird ihm die Augenbinde abgenommen und erst dann versteht er, dass er begnadigt ist und von allen gesegnet wird. Der abrupte Wechsel sozusagen von der Hölle in den Himmel bereitet ihm einen großen Schock und lässt ihn ohnmächtig werden. Er kommt zwar bald wieder zu sich, kann aber immer noch nicht verstehen, warum er begnadigt wurde. Deshalb erscheint ihm die Wirklichkeit nur wie ein Traum. Und das Stück endet mit dem Ausruf aller: „Ins Feld! Zur Schlacht! Zum Sieg! Zum Sieg! In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!“ (1857f.). Der Schluss des Stückes offenbart nicht, ob der begnadigte Homburg den Erwartungen des Kurfürsten entsprechen und sich auf den Standpunkt des neuen Preußentums stellen wird. Diese Weiterentwicklung auf eine höhere Stufe erscheint allerdings fraglich.

3

Ich habe bis hierher meine Ansichten über Homburg geäußert. Im Folgenden will ich mich dem Kurfürsten zuwenden. Wie ich schon erwähnt habe, legt dieser einen größeren Wert auf Freiheit, Gleichheit und Demokratie als auf die blinden Gehorsam fordernden unmenschlichen Kriegsgesetze. Er glaubt optimistisch, dass er Homburg begnadigen könne, weil dieser sich auch aus diesen Gründen seinem Befehl widersetzt habe. Der Kurfürst empfindet deshalb auch keine Reue, ihn zum Tode verurteilt zu haben.

Einige Forscher sind zwar der Meinung, dass er Homburg — und zwar dem Spruch des Kriegsgerichts vorausgreifend — zum Tode verurteile und vom Gericht Folgsamkeit fordere, weil er von der unrichtigen Nachricht ausgehe, dass es nicht Homburg gewesen sei, der den

kriegsgesetzwidrigen Angriff befohlen habe. Hätte er gewusst, dass Homburg den Befehl erteilt hat, hätte er ihn niemals zum Tode verurteilt. Ich kann aber dieser Ansicht nicht zustimmen. Der Kurfürst glaubt zu diesem Zeitpunkt, dass eine Insubordination des Prinzen ohne berechtigte Gründe unmöglich ist. Übrigens verurteilt und begnadigt ein Tyrann ganz willkürlich. Die Meinung, dass er ihn nie zum Tode verurteilen würde, wenn der Kurfürst von Homburgs Befehlerteilung gewusst hätte, setzt also voraus, dass er ein Tyrann ist, denn willkürliches Verurteilen und Begnadigen ist ein Kennzeichen des Tyrannen. Aber die Tatsache, dass der Kurfürst Homburg nicht willkürlich begnadigen will, zeigt, dass er in Wirklichkeit eben kein Tyrann ist. Insofern ist es für ihn unmöglich, Homburg nicht zum Tode zu verurteilen. Wer auch immer den Befehl gegeben haben mag, der Kurfürst muss ihn unparteiisch verurteilen.

Auch das Argument, dass die Verurteilung auf dem Hintergrund der politischen Heiratsabsichten zu verstehen sei, hat keine Überzeugungskraft, weil der Kurfürst sofort dem Prinzen dessen letzten Wunsch, auf diese Pläne zu verzichten, erfüllen will und weil er sofort den Kampf gegen die Schweden wieder aufzunehmen bereit ist, wie der Ausruf der Offiziere „Ins Feld! Zur Schlacht! Zum Sieg!“ zeigt. Er scheint seine politischen Pläne nicht ernsthaft verwirklichen zu wollen.

Der Kurfürst verurteilt Homburg deswegen zum Tode, weil er fest überzeugt ist, dass Homburgs Insubordination auf berechtigten Gründen beruhe, und dass umgekehrt vielmehr das Todesurteil ungerecht und zu verwerfen sei. Deshalb reagiert er sehr bestürzt, als ihm Natalie von der Todesfurcht des Prinzen berichtet. Diese Furcht bestätigt entgegen seiner Erwartung, dass dessen Insubordination nicht auf berechtigten Gründen beruht. Falls Homburg den Befehl nicht befolgt hat, um sich Verdienste zu erwerben und wenn er das Todesurteil als ungerecht bezeichnet wegen seines Beitrages zum Sieg, dann muss der Kurfürst das Todesurteil vollstrecken lassen. Erst jetzt merkt er, dass Homburg seine Absicht nicht versteht. Dies macht ihn bestürzt. Plötzlich findet er einen Ausweg aus dieser Notlage. Um seine innerliche Entwicklung erzieherisch zu fördern, stellt er ihm eine Bedingung. Ich habe sie schon zitiert: „Meint Ihr, ein Unrecht sei Euch widerfahren,/ So bitt ich, sagt’s mir mit zwei Worten“. Drei mögliche Reaktionen darauf sind hier vorstellbar. Homburg könnte nach seiner Tat deren Berechtigtheit klar erkennen. In diesem Fall wäre die Rücknahme des Todesurteils möglich und die Sache ließe sich auf die wünschenswerteste Weise lösen. Homburg könnte aber auch das Todesurteil annehmen, was er dann später ja auch wirklich tut. In diesem Fall ist aber nur eine Begnadigung möglich. Drittens könnte Homburg ohne Erkenntnis der tatsächlichen Berechtigung seiner Handlungsweise sich mit seinem Beitrag zum Sieg rechtfertigen und das Todesurteil als eine Ungerechtigkeit bezeichnen. Dies wäre der schlimmste Fall. Der Kurfürst müsste dabei sein Wort halten und ihn freisprechen. Aber trotzdem würde die Maßregelung, ihn „mit Schmach und Schande aus der preußischen Armee und Gesellschaft [zu] verstoßen“ (H-G.Thalheim)²³ und ihn für „vogelfrei“ zu erklären (H.Politzer) unvermeidbar sein. Aber auch wenn Homburg nichts davon weiß, so weiß doch der Kurfürst ganz genau, dass das Motiv seiner Insubordination nicht nur persönlicher Ruhm und Glück ist, sondern auch einen berechtigten Grund hat. Deshalb will er ihn zu der Erkenntnis bringen, dass seine Insubordination eine gerechte Tat

gewesen sei. Das ist die wahre Absicht hinter seiner Äußerung: „Meint Ihr, ein Unrecht sei Euch widerfahren...“, mit der er die gewünschte Wirkung erzielt. Er hofft, dass Homburg sich auf den Standpunkt stelle: Nicht der Inhalt des Todesurteils, sondern überhaupt ihn zum Tode zu verurteilen sei ungerecht. Aber die Absicht des Kurfürsten wird von Homburg missverstanden, und aus diesem Missverständnis heraus fällt er schließlich in das alte Preußentum zurück — obgleich seine Begnadigung ironischerweise gerade dadurch möglich wird!

Der durch die unerwartete, unpassende Reaktion Homburgs unglücklich gewordene Kurfürst lässt daraufhin die Posse der Hinrichtung spielen. Da Homburg seine Schuld zugibt, ist nicht eine Verwerfung des Urteils, sondern nur eine Begnadigung möglich. Man muss die Posse der Hinrichtung als einen Initiationsritus ansehen. Man kann aus dieser Szene eine Botschaft des Kurfürsten an Homburg herauslesen, als ob er ihm sagen wolle: „Erwache für das neue Preußentum und werde ein Mitglied der freien, demokratischen Gemeinschaft!“

4

Bisher habe ich nur das Stück interpretiert, jetzt möchte ich durch eine Betrachtung der Beziehungen zwischen Kleist und der Armee meine Interpretation stützen. Im Alter von 14 Jahren trat Kleist im Juni 1792 in das Garderegiment Potsdam ein, wo er als Korporal diente. Im März 1797 wurde er Leutnant. Aber schon im März 1799 nahm er vom Regiment seinen Abschied. Über den Grund dafür sagt er:

„Denn eben durch diese Betrachtungen wurde mir der Soldatenstand, dem ich nie von Herzen zugetan gewesen bin, weil er etwas durchaus Ungleichartiges mit meinem ganzen Wesen in sich trägt, so verhaßt, daß es mir nach und nach lästig wurde, zu seinem Zwecke mitwirken zu müssen. Die größten Wunder militärischer Disziplin, die der Gegenstand des Erstaunens aller Kenner waren, wurden der Gegenstand meiner herzlichen Verachtung; die Offiziere hielt ich für so viele Exerziermeister, die Soldaten für so viele Sklave, und wenn das ganze Regiment seine Künste machte, schien es mir als ein lebendiges Monument der Tyrannei. Dazu kam noch, daß ich den übeln Eindruck, den meine Lage auf meinen Charakter machte, lebhaft zu fühlen anfing. Ich war oft gezwungen, zu strafen, wo ich gern verziehen hätte, oder verzieh, wo ich hätte strafen sollen; und in beiden Fällen hielt ich mich selbst für strafbar. In solchen Augenblicken mußte natürlich der Wunsch in mir entstehen, einen Stand zu verlassen, in welchem ich von zwei durchaus entgegengesetzten Prinzipien unaufhörlich gemartert wurde, immer zweifelhaft war, ob ich als Mensch oder als Offizier handeln mußte; denn die Pflichten beider zu vereinen, halte ich bei dem jetzigen Zustande der Armeen für unmöglich.“

Und doch hielt ich meine moralische Ausbildung für eine meiner heiligsten Pflichten, eben weil sie, wie ich eben gezeigt habe, mein Glück gründen sollte, und so knüpft sich an meine natürliche Abneigung gegen den Soldatenstand noch die Pflicht, ihn zu verlassen.

Das, mein teurer Freund! Ist die getreue Darstellung der Gründe, die mich bewogen, den Soldatenstand zu verlassen“²⁴.

Das militärische Prinzip, dass die Soldaten dem Befehl der Offiziere wie Sklaven als

Werkzeuge gehorchen müssen, wird von Kleist heftig kritisiert. Die Pflichten des Handelns als Mensch und als Offizier stehen sich feindlich gegenüber. Wenn Kleist wie der Kurfürst in seinem Stück einem Soldaten gegenüber Nachsicht üben will, obwohl er diesen wegen der militärischen Prinzipien eigentlich bestrafen muss, gerät er notwenig in eine innerlichen Zerreißprobe, und er glaubt nicht länger in der Armee bleiben zu können. Auf diese Weise erklärt er seinen Grund, die Armee zu verlassen. Das unmenschliche Kriegsgesetz und die Diskriminierung durch Rangunterschiede sind mit Kleists liberalem Charakter nicht vereinbar. Darin fühlt er seinen Schmerz und Ekel vor dem Militär.

Dann wendet sich sein Ekel Paris zu:

„Zwar hier in Paris ist es so gut, als tot. Wenn ich das Fenster öffne, so sehe ich nichts, als die blasse, matte, fade Stadt, mit ihren hohen, grauen Schieferdächern und ihren ungestalteten Schornsteinen, ein wenig von den Spitzen der Tuilerien, und lauter Menschen, die man vergißt, wenn sie um die Ecke sind. Noch kenne ich wenige von ihnen, ich liebe noch keinen, und weiß nicht, ob ich einen lieben werde. Denn in den Hauptstädten sind die Menschen zu gewitzigt, um offen, zu zierlich, um wahr zu sein. Schauspieler sind sie, die einander wechselseitig betrügen, und dabei tun, als ob sie es nicht merken. Man geht kalt aneinander vorüber“²⁵.

Sein Ekel vor Paris nimmt wegen der Eroberung Deutschlands durch Napoleon zu. Im Dezember 1805 schlägt Napoleon bei Austerlitz das vereinigte russisch-österreichische Heer, im Oktober 1806 dann bei Jena die preußische Armee und besetzt Berlin. Heftiger Zorn packt Kleist. Dieser äußert sich in seinem Brief an seine Schwester.

„Wie schrecklich sind diese Zeiten! [...]. Es heißt ja, daß der Kaiser den Franzosen alle Hauptstädte zur Plünderung versprochen habe. Man kann kaum an eine solche Raserei der Bosheit glauben. [...]. Es wäre schrecklich, wenn dieser Wüterich sein Reich gründete. Nur ein sehr kleiner Teil der Menschen begreift, was für ein Verderben es ist, unter seine Herrschaft zu kommen. Wir sind die unterjochten Völker der Römer. Es ist auf eine Ausplünderung von Europa abgesehen, um Frankreich reich zu machen“²⁶.

Der Brief ist voll von Wut auf Napoleon und Besorgnis um Preußen. Auch dass er im Januar 1807 aufgrund eines Missverständnisses von der französischen Armee festgenommen wird und einige Monate im Gefängnis sitzt, erregt erneut seinen Hass gegenüber Napoleon und Frankreich:

„[...] ohne uns anzuhören, wurden wir arretiert, und am andern Morgen schon, durch die Gensdarmerie, nach Wustermark abgeführt. Du kannst Dir unsern Schreck und unsre bösen Aussichten für die Zukunft denken, als wir hier, den gemeinsten Verbrechern gleich, in ein unterirdisches Gefängnis eingesperrt wurden, das wirklich nicht abscheulicher gefunden werden kann“²⁷.

Die Niederlage Österreichs gegen Napoleon bei Wagram im Juli 1809 vergrößert seine Wut abermals. Seine letzte Hoffnung auf den Sieg wird begraben. Sein Patriotismus lodert auf. Der leidenschaftliche Patriot Kleist muss jetzt im Kampf gegen Napoleon ironischerweise seine Hoffnungen auf das ihm widerwärtige Preußen setzen. Aber die veraltete, altmodische Armee Preußens erlaubt solche Hoffnungen nicht, obwohl im Rahmen der Reformmaßnahmen durch Stein und Hardenberg, die 1807 einsetzen, ab 1808 auch die

Modernisierung der preußischen Armee nach der Niederlage bei Jena durchgeführt wird.

Aber die konservativen Kräfte, vor allem Friedrich Wilhelm III. von Preußen, leisten Widerstand gegen diese Reformen. Der König schreibt an Friedrich Wilhelm Graf von Götzen:

„Hierüber geziemt es keinem als mir allein zu entscheiden, und unverantwortlich und strafbar erscheinen die, die meinen Befehlen nicht nachleben. Kommt es also zum Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich, so verlange ich, daß außer den Vorsichtsmaßregeln, das Militär und die Erhaltung der Festungen betreffend, worüber ich meine Befehle bereits erteilt, durchaus Ruhe und Ordnung erhalten, und kein Eclat aus unzeitigem Eifer, an dem Kriege gegen Frankreich theilzunehmen, ausbreche. Ich gebe Ihnen hierzu den gemessensten und genauesten Befehl, und sind Sie mir mit Ihrem Kopf darüber verantwortlich, denn ich kann und werde keine Anarchie in meinem Lande dulden, so lange ich an der Spitze desselben stehe. [...]. Kraft, Muth und aber ebenso wesentlich Gehorsam bezeichnen den wahren Patrioten, der seine Privatmeinung und Ansicht stets dem letzteren aufzuopfern gewillt sein muß“²⁸.

Er ist eben ein Vertreter des alten Preußentums. Aber das Verlangen des Königs bringt die Offiziere in Unordnung. „Die Warnung des preußischen Königs vor »unzeitigem Eifer« betraf das Dilemma der zum antifranzösischen Widerstand entschlossenen preußischen Offiziere: Einerseits sollten sie sich abweichend von den diplomatisch-offiziellen Versicherungen für den Aufstand vorbereiten, andererseits behielten sich König und Generalstab die Entscheidung über das militärische Losschlagen vor“²⁹. Deshalb befolgen die preußischen Offiziere nicht blindlings den Befehl, sondern sie verlangen von dem König, ihre eigenständige Aktion anzuerkennen. Sie handeln im Kampf wirklich in diesem Sinn.

„Als die Kriegserklärung Österreichs an Frankreich absehbar und dann vollzogen war (9. April 1809), entschlossen sich entgegen der Stillhaltepolitik Friedrich Wilhelms III. einzelne preußische Offiziere zu selbständigen militärischen Aktionen mit den nun persönlich an sie gebundenen Freikorps:

Schon am 2. April 1809 besetzt Leutnant Katte die Stadt Stendal bei Magdeburg; am 21. April unternimmt der in Diensten des westfälischen Königs Jérôme, des Bruders von Napoleon, stehende preußische Oberst Wilhelm von Dörnberg einen Aufstandversuch mit dem Plan, den König gefangenzunehmen; am 28. April schließlich setzt sich Ferdinand von Schill unter dem Vorwand, vor den Toren der Berliner Garnison Manöver abzuhalten, mit seinen Truppen auf die Festung Magdeburg in Marsch“³⁰.

Ihre eigenständige Aktion ist der Insubordination Homburgs in Kleists Stück und der rebellischen Aktion der Offiziere dort vergleichbar. Ebenso spiegelt der Standpunkt des Kurfürsten in dem Stück den der durch die Reform Preußens modernisierten, neuen Armee, d.h. also nichts anderes als den Standpunkt des neuen Preußen. Die preußische Armee, auf die Kleist seine Hoffnungen setzt, ist diese modernisierte, neue Armee. Diese Armee ist, wie ich schon erwähnt habe, eine Art von utopischer Gemeinschaft. In seiner politischen Schrift *Was gilt es in diesem Kriege?* sagt Kleist: „Eine Gemeinschaft gilt es, [...]. Eine Gemeinschaft, die unbekannt mit dem Geist der Herrschsucht und der Eroberung, des Daseins und der Duldung so würdig ist, wie irgendeine; die ihren Ruhm nicht einmal denken kann, sie müßte

denn den Ruhm zugleich und das Heil aller übrigen denken, die den Erdkreis bewohnen“³¹. Die „Gemeinschaft“ in seiner Schrift ist der utopischen Gemeinschaft des Kurfürsten, der Offiziere und Natalies in seinem Stück sehr ähnlich.

Der Blick auf die Biografie Kleists stützt meine Meinung, dass der Kurfürst, die Offiziere und Natalie genau die idealen, neupreußischen Menschen darstellen, die Kleists Erwartungen entsprechen, und dass auch diese Armee die utopische, gemeinschaftliche, neue Armee mit den Idealen Freiheit, Gleichheit und Demokratie ist. Man braucht nur die Schweden in diesem Stück durch die Armee Napoleons zu ersetzen, und Kleists Absicht ist unverkennbar. Allein Homburg verweigert er eine Höherentwicklung und die Mitgliedschaft in der fortschrittlichen Gemeinschaft wegen der ultrakonservativen und ultrareaktionären Haltung des damaligen Adels und der Junker. Deshalb lässt Kleist ihn bis zum Ende auf dem Standpunkt des alten Preußentums verharren, und lässt offen, ob Homburg nach seiner Ohnmacht bei der angeblichen Hinrichtung schließlich ein neuer Mensch, ein neupreußischer Mensch wird oder nicht. Die Beschränkungen der schlimmen Zeit machen ihm eine menschliche Entwicklung unmöglich. Weil Kleist die verhüllte Wahrheit als Realist darstellte, brachte er in Homburg auch die Beschränkungen seiner Zeit ans Licht.

5

Zum Schluss noch eine Bemerkung darüber, welche Bedeutung der „Prinz Friedrich von Homburg“ noch heute hat. Der Widerspruch, der in den unmenschlichen Befehlen liegt, tritt heutzutage auf das Heftigste hervor. Zum Beispiel: Wenn man in der Armee einen Befehl nicht befolgt, wird man zwangsläufig bestraft. Wenn aber der Befehl gegen die Humanität verstößt, dann muss nicht nur der Befehlsgeber, sondern auch der gehorsame Soldat aufgrund übergeordneter Gesetze vor einem internationalen Gericht bestraft werden. Das Gericht über die Kriegsverbrecher Nazi-Deutschlands, Jugoslawiens oder des Iraks dient dazu als Beispiel. Man darf Befehle nicht blindlings befolgen, sondern muss den größten Wert auf die Humanität legen, und wenn ein Befehl gegen die Humanität verstößt, soll man sich ihm widersetzen. Man darf einen Befehl nur dann befolgen, wenn er der Humanität entspricht. Dies lehrt uns das Stück.

Anmerkungen

Kleist: „Prinz Friedrich von Homburg“. Heinrich von Kleist: Werke und Briefe in vier Bänden. 3. Aufl. Berlin und Weimar (Aufbau) 1993, Bd.2. Hinter dem Zitat ist die Zeile in Klammern gesetzt.

- 1 Erläuterungen und Dokumente zu Kleist, *Prinz Friedrich von Homburg*. Hrsg. von Fritz Hackert. Stuttgart (Reclam) 1990, S.58.
- 2 Ibid., S.61.
- 3 Ibid., S.60f.
- 4 Ibid., S.121f. (Heinrich Heine in »Briefe aus Berlin«, [»Rheinisch-westphälischer Anzeiger«, Dortmund, 15. 2. und 19. 4. 1822]).
- 5 Ibid., S.126.
- 6 Ibid., S.137. (Heinrich Laube in »Das Wiener Stadttheater«, Leipzig 1875).
- 7 Ibid., S.141. (Max Grube in »Am Hofe der Kunst«, Leipzig 1918).
- 8 Ibid., S.115. (Tieck in der Vorrede zu Kleists »Hinterlassenen Schriften«, Berlin 1821).

- 9 Wiese, Benno von: Die deutsche Tragödie von Lessing bis Hebbel. 8.Aufl. Hamburg (Campe) 1973, S.334.
- 10 Gundolf, Friedrich: Heinrich von Kleist. Berlin (Bondi) 1924, S.146f.
- 11 Thalheim, Hans-Günther: Kleist's „Prinz Friedrich von Homburg“. In: Weimarer Beiträge 11 (1965), S.534f.
- 12 Irlbeck, Eva: Tragödie der Freiheit. Das Problem der Freiheit im dramatischen Werk Heinrich von Kleist. Frankfurt a. M. (Lang) 1986, S.162.
- 13 Ibid., S.165.
- 14 Fricke, Gerhard: Kleist's „Prinz von Homburg“. Versuch einer Interpretation. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift N. F. 2 (1951/52), S.192.
- 15 Ibid., S.194.
- 16 Ibid., S.195.
- 17 Koch, Friedrich: Heinrich von Kleist. Bewußtsein und Wirklichkeit. Stuttgart (Metzler) 1958, S.245.
- 18 Just, Renate: Recht und Gnade in Heinrich v. Kleist's Schauspiel „Prinz Friedrich v. Homburg“. Göttingen (Wallstein) 1993, S.103f.
- 19 Ibid., S.118.
- 20 Peter, Klaus: Für ein anderes Preußen. Romantik und Politik in Kleist's ›Prinz Friedrich von Homburg. In: Kleist-Jahrbuch (1992), S.120.
- 21 Horn, Peter: »... Sich träumend, seiner eignen Nachwelt gleich ...«. Verhinderte Tragik im Traum des Prinzen Friedrich von Homburg von seinem postumen Ruhm. In: Kleist-Jahrbuch (1992), S.135f.
- 22 Politzer, Heinz: Kleist's Trauerspiel vom Traum: *Prinz Friedrich von Homburg*. In: Euphorion 64 (1970), S.211f.
- 23 Thalheim, Hans-Günther: a.a.O., S.524.
- 24 Kleist's Brief an Christian Ernst Martini. Potsdam, den 19. März 1799. In: Heinrich von Kleist: Werke und Briefe in vier Bänden. 3.Aufl. Berlin und Weimar (Aufbau) 1993, Bd.4, S.24f.
- 25 Kleist's Brief an Karoline von Schlieben. Paris, den 18. Juli 1801. In: a.a. O., S.232.
- 26 Kleist's Brief an Ulrike von Kleist. Königsberg, den 24. Oktober 1806. In: a.a.O., S.356f.
- 27 Kleist's Brief an Ulrike von Kleist. Marburg, den 17. Februar 1807. In: a.a.O., S.363.
- 28 Friedrich Willhelm III., König von Preussen an Friedrich Wilhelm Graf von Götzen, Gouverneur von Schlesien. Königsberg, den 12. März 1809. In: Erläuterungen und Dokumente zu Kleist, *Prinz Friedrich von Homburg*. S.103.
- 29 Hackert, Fritz: Erläuterungen und Dokumente zu Kleist, *Prinz Friedrich von Homburg*. S.104.
- 30 Ibid., S.104.
- 31 Kleist: Was gilt es in diesem Krieg? In: Heinrich von Kleist: Werke und Briefe in vier Bänden. 3.Aufl. Berlin und Weimar (Aufbau) 1993, Bd.3, S.387.